

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 5 (1929-1930)

Heft: 7

Artikel: Ein schöner Tag aus dem Wiederholungskurs der Feldbatterie 71

Autor: Schwegler, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-706866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Voll Entsetzen wisch Füs. Meier zurück und schrie beinahe: «Ich muss es persönlich abgeben!»

«Ach so», sagte Mena in ihrer melodischen Stimme, «aber ich glaube, der Herr Hauptmann ist nicht drinnen, ich habe ihn wenigstens nicht gehört kürzlich.»

Hier bediente sich das Schicksal des raschen Vehikels Zufall und rollte das Geschick dieser beiden jungen Leute in ungeahnter und überraschender Weise der Lösung des Problems Liebe und Patriotismus entgegen.

Der Zufall wollte es nämlich, dass Hauptmann Richter im Zimmer war und Füsiler Meiers Ausruf hörte. Er erschien vor den Beiden so unplötzlich, dass sie ihn nicht eher gewahrten, bis er die Meldung verlangte und sie ohne weiteres der Hand Meiers entnahm.

Der Schreck schien Füsiler Meier auf die Stelle zu bannen und seine ganze Hoffnung war sein Vertrauen in diesen Offizier.

Hauptmann Richter las. Keine Wimper zuckte, nur die Augen sprühten ein schalkisches Feuer. Er fühlte sich versucht, der Unentschlossenheit des schüchternen Liebhabers befehlsweise zu begegnen, war sich aber im gleichen Momente schon bewusst, dass es eine anmassende, nicht zu billigende Schicksalsbeeinflussung wäre und entschloss sich für eine mildere Medizin.

Es herrschte ein augenblickliches, seltsames Schweigen, dass man beinahe die Pulsschläge in Meiers Adern hämmern hörte. Dann brach der Kommandant gelassen die inhaltsschwere, bange Stille.

«Ja», sprach er, «es ist eine sehr wichtige Mitteilung, streng persönlich und — sehr vertraulich. Da Sie, wie ich annehme, den Inhalt bereits kennen, möchte ich Ihnen auch die Ausführung der Aufgabe überlassen. Ich kann Ihnen höchstens einige Winke geben.»

Die Dämmerung im Gange verhinderte Füsiler Meier, den verschmitzten Ausdruck in des Offiziers Gesicht zu bemerken, sonst hätte er wahrscheinlich nicht so erleichtert aufgeatmet, wie er es jetzt tat, da er: «Zu Befehl, Herr Hauptmann!» erwiederte.

Mena war nicht weniger neugierig als andere Frauenzimmer, aber doch so gut erzogen, dass sie sich entschuldigend zurückziehen wollte, wie sie sagte, um nicht zu stören, hoffte aber heimlich, der Hauptmann würde sie zum Bleiben einladen.

«Gewiss nicht, im Gegenteil; Ihre Anwesenheit ist uns sehr angenehm!» Hauptmann Richter betonte das «uns» merkwürdig süßlich, und fuhr zu Meier sich wendend mit einem Kopfnicken weiter: «Nicht wahr, Füsiler Meier?»

Meier fuhr es siedend heiß den Rücken hinab und er antwortete nicht eben überzeugt:

«Zu Befehl, Herr Hauptmann!»

Dem Mädchen zunickend, sagte der freundliche Offizier dann: «Kommen Sie recht nahe, Fräulein Mena, was ich hier mitzuteilen habe, geht sonst niemanden etwas an. und dass es hier sehr gehörig ist, habt Ihr ja eben erfahren.»

«Füsiler Meier!» fuhr er fort, «tun Sie nun, was Sie tun möchten. Als ein mutiger Soldat stehen Sie jetzt zu Ihren wahren Gefühlen, lassen Sie sich durch vermeintliche Schwierigkeiten nicht beirren und fassen Sie den Gegenstand der überbrachten Meldung ohne Aufschub!»

Dieser Rat von oben schien Füsiler Meier einem Befehle gleich und er umarmte im Gnadschutze der eindringenden Nacht und der Sicherheit, die ihm der eingebildete Befehl verlieh, sein Gegenüber, die Allerlieblichste des Bündnerdorfes, und fand ihre vollen Lippen trotz anfänglichem Widerstreben und Dunkelheit.

Als er die Pflicht seiner Auffassung gemäss gewissenhaft erfüllt hatte und sich umschauten, war Hauptmann Richter verschwunden und Füsiler Meier wiederholte nun ohne offizielle Aufmunterung die gleiche Prozedur noch einmal und dann noch — wie oft entzieht sich der allgemeinen Kenntnis.

* * *

Ueber den Ausgang dieser militärischen Liebeshilfe sei der Leser beruhigt.

Felix Meier ist schon viele Jahre mit Mena verheiratet und Amor hat wohl noch nie einen besseren Helfershelfer gehabt, um ein Glück zu besiegen.

Zwar steckt Felix nicht mehr hinter einem Postschalter, aber er tut nichtsdestoweniger Staatsdienst: erzieht er doch bereits mit seiner braven Frau zusammen drei zünftige Buben und ein lockiges Maitli, das ebenso anmädelig zu werden verspricht wie seine Mutter.

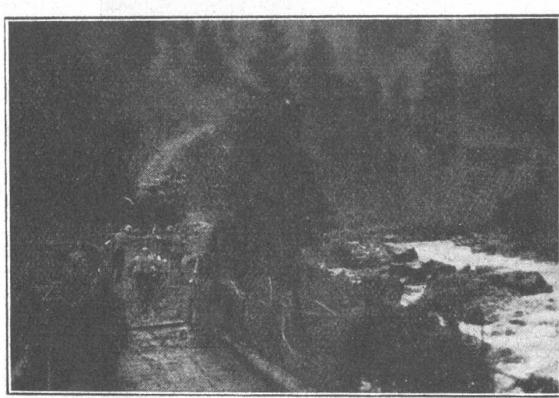
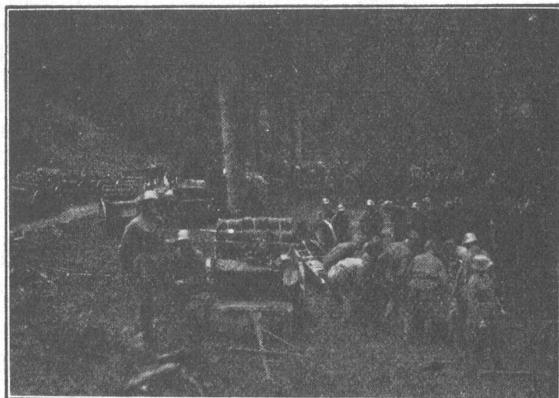
Füsiler Meiers ehemaliger Hauptmann wird jeden Herbst an sein segensreiches Kommando durch eine währschafte Sendung delikaten Alpkäses erinnert, den Felix nun verfasst an Stelle von Gedichten.

Ein schöner Tag aus dem Wiederholungskurs der Feldbatterie 71

im Entlebuch. Mai 1929.

Stockfinstere Nacht. Tief und pechschwarz hängen die Wolken über dem Tal, streichen düster der Berglehne entlang. Der Zeiger rückt auf drei Uhr. Die nächtliche Stille wird von der Strasse her jäh unterbrochen vom Hufschlag einer Pferdekoppel. Rückhaltkloben schlagen klirrend gegen die Kummeteisen. Es sind die Gespanne des 1. Zuges aus dem äussersten Dorfkantonnen, das eine gute Viertelstunde vom Dorf entfernt liegt. Im Trabe reiten die Fahrer dem Parkplatz im Dorfe zu. «Aufschliessen!» ruft eine rauhe Unteroffiziersstimme durch die Nacht. Sie sind vorbei. Wieder ist Stille. Derweil ich meine Schuhe schnüre, denke ich an Nebelbänke und Schneeschauer, die unser im Bergtale oben warten.

Auf dem Parkplatz beim Schulhaus herrscht bereits reges Treiben. Ein nächtliches Heerlager, das sich zum Aufbruch bereit macht. Soldaten kommen und verschwinden im Dunkel. Pferdegetrappel im Kies. Knappe Befehle ertönen. Rufe widerhallen. Hier und da fällt ein Fluch. Im fahlen Lichtschein eines Zimmers stehen die Pferdepaare, Kopf an Kopf, angeschrirrt und angespannt. Zwischen ihnen bewegen sich Stahlhelmsilhouetten hin und her. Hier wird das Geschirr revidiert, dort sind die Kanoniere mit dem Befestigen der Hafer- und Heusäcke beschäftigt. Im Lichtkegel eines Fensterscheines tanzen Dampfschwaden der Feldküche, die für die in hochgeschlagenen Mantelkragen einhergehenden Soldaten einen warmen Frühstück bereit hält. Stehend wird von Offizieren und Mannschaften gemeinsam die Verpflegung eingenommen. Unter den Helmen durch pfeift ein kalter Wind, und ein feiner Regen trommelt auf die Stahldächer. Allerhand Gedanken werden bei dieser unfreundlichen Katzenmusik ausgetauscht. Da meint einer, wie wohl es ihm noch ein paar Stunden im molligen Schlaflager seines Wigwams gewesen wäre! Ja, eben, die vom 1. Zug, die sich auf dem Heuboden ihres Kantonsnemmen so ein famoses Wigwam errichtet hatten, haben mit dem Nachttürk wieder mal ein tüchtiges abgekriegt! Sie haben nur Flüche übrig für den verdammten Wecker, der sie vom Giebel ihres Maulwurfbaues



herunter mit einem ungewöhnlichen Höllengerassel so früh aus dem Schlummer aufgeschreckt hat. Noch tönt es in ihren Ohren, und ihretwillen hätte der Teufel das Wigwam mit samt dem Scheunendach holen mögen. Geschieht ihnen ganz recht, warum wollen sie's so schön haben, lachen im Kreis die andern. Der warme Kakao hat aber seine gute Wirkung schon getan, und trotz Hundewetter und nächtlichem Dunkel ist man allenthalben froher Stimmung.

Der Batteriechef hat unterdessen seine Inspektion beendet. Von vorn ertönen Kommandos: «An die Pferde!» Nach einer Weile ein Pfiff. Wie aus einem Gusse steht die Batterie da. Mäuschenstill. «Fahrer aufsitzten!» Wieder ein Pfiff, und die ersten Fuhrwerke rollen über den Kies. Gespann um Gespann reiht sich in die Kolonne ein. In der Dorfstrasse widerhallt, wie ein altes ehernes Marschlied, Hufschlag und Kanonengerassel. Im Schein der Strassenlampe zieht Gruppe um Gruppe, Fuhrwerk um Fuhrwerk vorüber. Dann verschlingt sie die Nacht. Es regnet . . .

Seit knapp einer Stunde ist es Tag. Die Wolkendecke hat sich bis in die Bergtäler hinauf gehoben und klebt nun harthäckig an den Hängen der Riseten, Schlierengräte und des Schimberges, die man hinter den grauen Nebelwällen ahnt. Saftiges Grün erquickt die schlaftrunkenen Augen, und ein frischer Wind vom Talgrund her weckt mit seinem würzigen Tannengeruch

die Geister. Von der rechten Talseite winken die Anhöhen von Heiligkreuz. Dazwischen rauschen in der tiefen Schlucht die Wasser der Entlen. Die Kolonne dampft. Tief atmen die Lungen. Die Pferde schnauben und niessen Atemschwaden in die frische Bergluft. Zusehends gewinnt die Batterie an Höhe. Man ist inzwischen der Nebeldecke ganz nahe gekommen. Geisterhaft lösen sich bald hier, bald dort Nebelfetzen los, ziehen träge sich ausdehnend und zusammenballend zwischen den Tannen durch und kreuzen den Weg. Als wollten sie der Batterie hier Halt gebieten! Nein, hier gibt es keinen Halt. Um 11 Uhr muss die Batterie schussbereit sein bei der Alp Unter-Risch. Von den supponierten Infanteriepostierungen, die die Uebergänge in das obere Flühltal absperren, ist von der Artillerie raschste Unterstützung angefordert worden. Wenn diese bis mittag nicht möglich ist, wären sie gezwungen, starken feindlichen Detachementen auszuweichen. Dass die Batterie spätestens 11 Uhr schussbereit sein muss, dessen wird in Bälde der letzte Knochen sicher sein.

Der Weg wird holperig. Die Pferde beginnen zu hasten. Geschütze und Caissons springen kreischend über die Steine, werden hin und her geschleudert. Das enge Defilé, das Tor zum obern Entlental, erdröhnt vom Lärm. Von vorne kommen Befehle, an den beidseitig aufsteigenden Hängen widerhallend. Bei einem ebenen und geräumigen Platz hält die Batterie. Parkplatz!





Denn von hier weg ist die Weiterbeförderung der Geschütze nur noch mit Gebirgstransport möglich. Es ist ein wildromantischer Parkplatz. Hochstämmige, dicke Bergtannen, deren höchste Wipfel in den Nebel hinaufragen, sind sein Schutz. Der Regen hat aufgehört. Dafür tropft und trieft es von allen Zweigen.

Schnell werden die einzelnen Fuhrwerke unter die Tannen geschleppt. Die Fahrer binden die Pferde in einer langen Reihe an die Kampierseile, satteln sie ab und decken sie. Von rechts ertönt jetzt durch die Tannen in schneidender Stimme der Befehl: «Unteroffiziere!» Es ist die Stimme des Batteriechefs. Jeder kennt sie auf zehn Stunden. Dort steht er auf einem Baumstrunk. In seinem amerikanischen Coat eine wahrhaft martialische Gestalt. Kurz wird vor den Offizieren und Unteroffizieren vom Abteilungskommandanten, der inzwischen mit seinem Stabe eingetroffen ist, die taktische Lage erklärt. Hierauf gibt der Batteriechef in knappen, klaren Sätzen noch einige Weisungen zum Geschütztransport. Der Plan ist in allen Details den Unteroffizieren am Vorabend bereits bekannt gegeben worden. Man sieht es den Kerlen an. Die Sache wird klappen. «Also . . . um 11 Uhr . . . !» dazu ein Blick aus den Augen des Hauptmanns, den alle verstehen. «Eintreten!»

Es ist genau 7 Uhr, als das Rohr des ersten Geschützes in den Holzschlitten gelegt wird. Der Parkplatz gleicht jetzt einer geschäftigen Werkstatt. Jeder hat eine bestimmte Funktion. Man hört kaum ein lautes Wort. Schon legen zuvorderst zwei Kanoniere los mit einem Geschützrad auf dem Traggerät, das auf ihren Schultern ruht. Dass es für eine Zeitlang nur «obsi» gehen wird, scheinen sie bald gemerkt zu haben. Sie steigen in einem ruhigen, gleichmässigen Bergschritt den steinigen Weg hinan, gerade so, als ob ihnen dieser Schritt aus alter Gewohnheit in den Knochen gelegen hätte. Kaum sind sie hinter dem ersten Anstieg verschwunden, stampfen schon drei Pferde im Tandemgespann mit dem beladenen Rohrschlitten den Weg hinauf. Zwei Mann vorn und zwei Mann hinten führen den Schlitten. Vom Tosen des Wildbaches erschreckt, schleppen die Pferde die Last polternd über die Holzbrücke, unter der die schäumenden Wasser der Enten über einen Felsen in einen tiefen Strudel schießen. Die geländerlose Brücke, nur mit leichten Laden belegt, ist am Vortag von einem eigens dafür ausgesandten Pionier-Detachement der Batterie verstärkt und eingeschalt

worden. Sie wird auf Versichern des Batteriechefstellers, des tüchtigen Oberregisseurs des ganzen Transportes, alle Belastungen wohl aushalten.

Nach einem kurzen Stich gerade hinter der Brücke steigt hierauf der Bergweg, teilweise treppenartig mit grossen Steinen belegt, bergan, dem Hang folgend, und führt in seinem letzten Teilstück unter der Rischalp hart am Abgrund vorbei, aus welchem das Wasserauschen herauftönt. Auch hier waren Verstärkungsarbeiten notwendig, vor allem bei den schwachen Brücken, welche die Hangrinnen queren. Hinter einer vorstehenden, das Tal dominierenden Kuppe guckt das Schindeldach der Rischhütte hervor. Dort in der Nähe wird die Batteriestellung sein. Von diesem Punkt aus öffnet sich ins hintere Tal ein überraschender Ausblick. Wider Erwarten haben sich unter der Zeit die Nebel in die Höhe verzogen. Links zeichnen sich jetzt durch die letzten Nebelfetzen deutlich die jähnen Abstürze der Schlierengräte ab. Zur rechten Seite wird das Tal von den Hochweiden und Schrofen des Schimberges und angrenzend daran von den Felswänden der Ebnistettenflüe eingegrenzt. Im Hintergrund ragen die hohen bewaldeten Kuppen der Hohmad aus dem Tal heraus, und ganz hinten liegen in weissem Schimmer die schneebedeckten Hänge des Feuerstein und des Rickhubel. Bis in die mittleren Regionen sind die Hänge in der Nacht mit feinem Schnee überpudert worden. Ein frostiger Wind streicht von den Bergen her.

Auf dem 500 Meter langen Strässchen sind bereits mehrere Gruppen unterwegs. Sie rücken kurze Strecken vor, halten wieder. Tiere und Leute müssen verschaffen. Eben hat das erste Geschützrohr die schwierige Stelle beim Abgrund passiert. Unter stetem Antrieb und Rufen haben die Pferde das Hindernis genommen. An der Führungsstange krampft die bäumige Gestalt des Kanoniergefreiten Studhalter. Der richtige Kerl am richtigen Ort! Er kennt die Sache von seinen Holzfuhren her. Mit wuchtigem Schwung reisst er den schweren Schlitten über die Wegsteine um die Hangbiegung. Das Rohr ist oben. Darauf folgen Lafette, Schutzschild und Wiege im gleichen rassigen Tempo. Ueberall wird zähe Arbeit geleistet. Die Leute überbieten sich gegenseitig in der Kraftanstrengung. Es gilt dies vor allem für den überall zugreifenden Batteriemechaniker Suter. Kraft seiner Fachkenntnisse ist ihm besondere Befehlsmacht



verliehen worden. Er gebietet und reisst mit seinem Uebereifer gleich alle mit. Bereits ist oben bei der Hütte eine Mechanikergruppe mit dem Zusammensetzen eines Geschützes beschäftigt. Die Telephonisten ihrerseits haben die Verbindungen hergestellt zum Kommandoposten, der etwa 100 Meter über der Hütte auf einem Hangbödeli errichtet worden ist.

Bei solcher Arbeit verrinnt die Zeit schnell. Gegen 10 Uhr wird das letzte Geschütz über die untere Holzbrücke geschafft. Man versucht, es so weit wie möglich ohne Zerlegen zu befördern. Und es gelingt mit Hilfe der kräftigsten Fäuste der Batterie. Einmal nur schlägt es unter dem schnellenden Zug der sechs Pferde die Lafettenführung aus den eisernen Handgriffen der Kanoniere. Es purzelt auf die Seite. Aber nicht lange sitzt es im Dreck. Mit vereinten Kräften kann das Geschütz bald wieder flott gemacht werden. Alle Muskeln und Nerven sind angespannt. Werden sie es beim Steilhang aushalten? Aller Augen richten sich auf die Gruppe. Es muss gehen! Die Pferde dampfen, triefen vom Schweiß; einige zittern am ganzen Leib. Tut nichts! Laut und klar ertönt die Kommandostimme von Oberleutnant Mariotti. «Also vorwärts!» Und los geht's! Kreischend und rasselnd springt das Geschütz über die Steine, poltert über die Brücke. Keiner achtet den Abgrund. Ruch um Ruch! Im Teufelstempo flitzt jetzt das ungefüige Lüder um die letzte Hangbiegung. Noch ein paar Meter, und oben sitzt die Kanone bei ihren Ge spanen! Bravo! Die Befriedigung lacht den Mannen aus den Augen. Nach einer Viertelstunde kommt durchs Telephon schon die Meldung: «Batterie schussbereit!» Und zurück geht der Befehl: «Zwischenverpflegung einnehmen!» Mit einem wahren Heissunger werden die Schüblinge verschlungen, und der letzte Tropfen in der Feldflasche rinnt in die ausgetrocknete Kehle. Dräuend starren die Feuerschlünde hinauf in die schneeigen Gipfel des Rickhubel.

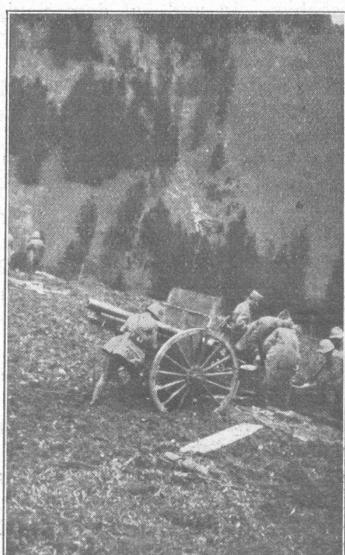
Kurz vor 11 Uhr kommt Leben in die Batterie. Die Bedienungsmannschaften eilen an die Geschütze. Bald darauf ertönen von unten durch die klare Bergluft die ersten Schiesskommandos des Schiessoffiziers. Spannende Ruhe. Und in die Bergstille kracht jetzt der erste Schuss! Ein Zittern! Ein Brausen! Mit ohrenbetäubendem Getöse jagt und überrollt sich der Donnerschlag an den nahen Flühen hinauf, zerschlägt sich, kehrt wieder



und widerhallt lange Zeit in hundertfachem Echo, bald stärker, bald schwächer, in den Talseiten bis hinauf zu den Abstürzen des Schlieren. Weit hinten taucht im grauen Himmel, hoch über dem Gipfel des Rickhubel, ein weisses Wölklein auf, bleibt eine Weile und verschwindet. Erst lange Zeit hernach hallt es wie fernes Donnerrollen an unser Ohr. Ueber die Gesichter der Kanoniere huscht ein Leuchten der Freude. Ha, so etwas! Das ist wieder mal von der rechten Sorte! Die wiedergekehrte Stille wird nur von knappen Schiesskommandos unterbrochen. Der zweite Schuss pfeift wieder mit teuflischem Dröhnen durch das Tal. Und nun folgt Schuss auf Schuss. Ein Einschiessen löst das andere ab. Serien folgen. Die Echos jagen sich im Talkessel, keine gar keine Ausflucht mehr zu finden. Es ist, als ob die Hölle los wäre. Wie froh müssten die Infanterieposten dort oben sein, jetzt, da sie sich hart bedrängt fühlten und nun von der Artillerie kräftigen Feuerschutz erhalten . . . wenn wirklich welche oben wären, wenn es ernst gälte! Manch einer denkt daran. Denkt daran, wie im Kriege in den Schnee- und Felsen gebirgen der Ostalpen die Artilleristen sich eingesetzt haben, dem Eindringling Tod und Verderben entgegenschleuderten, um die Bergheimat zu schützen. Ja, wahrlich, auch hier, das wissen alle, auch hier käme kein Schwanz durch!

Gegen 2 Uhr wird das anhaltende Donnerrollen unterbrochen. Wolkenbänke haben sich vor den Gipfel des Feuerstein geschoben. Im Schneefeld rechts davon sind feindliche Stellungen gemeldet worden. Man wartet, bis sich die Nebelzüge etwas lüften. Jetzt! Alle sehen das Schneefeld, harren gespannt. Und schon kommt das Kommando zum Auslösen des Feuers. In rasendem Schnellfeuer jagen die Granaten hinauf. Es sind gut sechs Kilometer in der Fluglinie. Mit dem Glas kann man deutlich die Einschläge sehen. Wie Fontänen spritzt der nasse Schnee in die Höhe. Die Luft, der Boden, das ganze Tal erzittert. Der Donner schlägt sich nieder, bricht sich an den Wänden, kehrt zehn- und hundertfach zurück. Und noch lange wogt er hin und her, sinkt in den Talboden und jagt brausend wieder in die Höhen, als schon die Mündungskappen die Feuerschlünde deckten.

Der Abtransport der Geschütze erfolgt in der erstaunlich kurzen Zeit einer Stunde. Auch diesmal leisten



Offiziere und Mannschaft wieder ganze Arbeit. Ein paar Mal stehen die äusseren Räder hart am Rande des Abgrundes. Doch ein Ruck krampfender Männerfäuste verhindert jedesmal im letzten Augenblick das Umkippen. Da schafft wieder, wie ein Wütender, der nimmermüde, baumstarke Wachtmeister des 1. Zuges, der mit seinen Pranken und zusammen mit den sehnigen Armen seiner Kanoniere die tollen Sprünge des Lafetenschweifes pariert. Manchmal fliegt da einer, dort einer wie ein Strohhalm zur Seite. Aber es gelingt, die Geschütze sicher und schadlos ins Tal zu steuern.

Die ganze Batterie ist jetzt wieder auf dem Parkplatz besammelt. Noch steht da die lange Reihe der Pferde, Kruppe an Kruppe, wie am frühen Morgen. Ihre Köpfe hängen. Durchnässtes Mähnenhaar klebt an ihren Hälzen. Und von den Zweigen tropft und trift es zur Erde nieder. Zwischen den Tannen knistert das Feuer unter den Kesseln der Feldküche, aus denen sich in hin und her flatternden Dampffahnen ein herrlicher Geruch verbreitet. Der Spatz! Und mit welchem Genuss man ihn kostet, den Spatz in der heißen Suppe! Jetzt ist auch die Zeit gekommen, da man über das Erlebte nachdenken, es besprechen kann. Man vergisst darob Mühe und Arbeit, vergisst die Nässe am ganzen Körper, vergisst, dass die Schuhe nur noch Dreckklumpen sind, dass Kotspritzer auf Wange und Nase sitzen.

Früh geht der Tag zur Neige. Die Nebelbänke haben sich wieder bis auf den Talgrund gesenkt. Um 4 Uhr steht die Batterie marschbereit auf dem holperigen Bergweg. Von vorn erhält ein Pfiff. «Aufsitzen!» geht der Befehl von Fuhrwerk zu Fuhrwerk. Wer würde den Leuten ansehen, dass sie einen so strengen Tag hinter sich haben! Man muss sich wundern. Aber eben: Schmiss und Rasse hat bei den 71ern immer in der Sache gelegen. «Marschieren!» Und wieder erklingt das eherne Lied vom Hufschlag und Kanonengerassel. Kreischend gleiten die Eisenbeschläge über die Steine, unbarmherzig werden die Kanoniere auf ihren Sitzen hin und her gerüttelt. Die Batterie fährt durch den Engpass hinaus. Es fängt leise zu schneien an. Zur Seite rauschen die Wildwasser und begleiten den Gesang einiger Unentwegter. Wer spürt und fühlt nicht schon die wohlige Stubenwärme im «Marienrisli»? Die vom 1. Zug aber, die denken an ihr molliges Wigwam. Auf und ab tanzen vor ihren Augen im Dämmerdunkel die Stahlhelme der reitenden Fahrer. Auf und ab tanzt die Vision des Wigwams . . . Die Augenlider werden zentnerschwer. Die lange Kolonne vor ihnen versinkt im Erdboden. . . . Müde fällt hier und dort ein Kopf langsam auf des Kameraden Schulter. . . .

W. Schwegler.

«Die Motorisierung des Tornisters».

Ein Einsender hat die Tonnenfrage nachgerechnet und macht darauf aufmerksam, dass die Rechnung nicht 1,5 To., sondern 15 To. ergibt. (Vergl. auch Seite 145 dieser Nummer.) Damit dürfte der schöne Traum zerlossen sein.

Die Red.

Wegen Raumangel musste die Fortsetzung des Artikels «Die historische und technische Entwicklung der Feuerwaffen» auf die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Die Red.

Die Motorisierung des Tornisters

Ein Ei des Kolumbus?

Die Frage der Entlastung unseres Soldaten vom schweren Gepäck wird von einem Einsender in der letzten Nummer des «Schweizer Soldat» gelöst. Tausend berufene Köpfe in allen Armeen versuchten vergeblich dem Infanteristen den Sack abzunehmen, ohne ihn von Unentbehrlichem zu entblössen. Der Einsender sieht die Lösung furchtbar einfach — in der «Motorisierung» des Tornisters.

Als Unteroffizier, der mit dem Material und Gepäck eines Bataillons hin und wieder etwas zu tun hatte und nicht selten sich fast den Kopf zerbrach, wie die zur Verfügung stehenden Fuhrwerke zu beladen seien, um alles mitnehmen zu können, glaube ich mich mit dem Kameraden über seine Lösung etwas auseinanderzusetzen zu dürfen.

Ich darf wohl voraussetzen, dass Sie Ihren Dienst in unserer Armee geleistet haben, obwohl man Ihrer Schlachtenschilderung fast entnehmen könnte, dass Sie als Kriegsteilnehmer schreiben. Ich hatte schon oftmals Gelegenheit, mit Soldaten unserer Nachbarstaaten zu sprechen, die den Krieg mitgemacht haben. Sie alle haben die Erfahrung machen müssen, dass der Tornister nur auf dem Manne selbst sicher genug ist. Nicht wenige haben es bitter büßen müssen, dass sie, wie man so sagt, «die Gelegenheit benutzt haben» und den Sack einem Fuhrwerk, das sogar von einem guten Freund geführt wurde, überliessen. Der Krieg hat nur zu deutlich gelehrt, dass man sich auf das Nachkommen des Trains absolut nicht verlassen darf. Sogar in unsren Manövern der 6. Division haben wir dies auch konstatieren dürfen. Ir. Remarques Buch «Im Westen nichts Neues» können wir lesen, wie sich der Frontsoldat belastet hat. Scheinbar gut entbehrliches Zeug wurde noch im Sack verstaut, denn diese Krieger hatten gelernt, dass ein gut ausgerüsteter Sack den Mann erst kriegstüchtig macht, auch wenn der Soldat dadurch zum Lastträger wurde. Artillerie und Flieger sorgen dafür, dass die Fuhrwerke, auch Motorwagen, der Truppe nicht innert nützlicher Frist folgen können, dass der Nachschub nicht klappen kann. In einer solchen Lage ist der Mann mit gut ausgerüstetem, sogar schweren Sack, mit dem Notwendigsten versehen, er kann sich retablieren und damit wieder **kampffähig** machen. In und auf dem Sack sind Kaput, Notration, Munition und Wäsche, auf die der Soldat nicht verzichten kann. Wohl schildern Sie, wie eine schwer belastete Truppe unter Umständen zu spät in den Kampf eingreifen kann; was nützt aber eine momentan erfolgreiche Kampfhandlung, wenn dann kurz nachher die Truppe an Kampfkraft dadurch verliert, dass der einzelne Soldat ohne Sack und ohne Nachschub dasteht und somit nicht in der Lage ist, seinen hergenommenen Körper zu restaurieren? Wo keine Decke nachkommt, tun Kaput und trockene Wäsche denselben Dienst. Was aber, wenn der Motorwagen mit den Tornistern einige Kilometer hinter der Front abgeschnitten oder vernichtet ist?

Schon die Manöver zeigen deutlich, wie ungern der Spezialist in der Infanterie, Lmg.-Schützen, Meldefahrer, Leute des Kommandozuges etc., auf das verzichtet, was sein Tornister birgt, der eben leider nun an einem Abend nicht mehr nachkommt, weil er — auf einem Camion liegt. Dabei muss ja in unseren Manövern der Mann deswegen nicht viel entbehren, denn wir sind ja immer noch in der Nähe von Wohnstätten, man hat Hilfsmittel, die den Sack schliesslich entbehrten lassen. Das wird